

Der Fahrtwind war der schönste Begleiter. Strich mir durchs Haar und kühlte meine Stirn. Und hielt wenigstens die Klappe. Hans redete ununterbrochen, die immergleiche Litanei. Dass es nun wirklich Zeit war abzuhaue, denn was gab es hier schon? Nichts als schlechte Freunde, die von einem auf den anderen Tag verschwanden, und noch schlechteren Schnaps, der sich seit Jahren in unsere Eingeweide fraß und Nester für die Krankheiten baute, die wir im Alter haben würden.

Ich hörte nicht weiter hin. Die Felder rauschten an mir vorbei. Die Silhouetten freistehender Bäume blitzten auf und verschwanden wieder, als würden sie einen Geheimcode in die Nacht diktieren.

Ich hatte das Gefühl, dass noch etwas geschehen musste, bevor die Nacht vorüber war. Meine Fingerspitzen kribbelten vor Übermut. Ich ließ den Lenker los und griff in die warme Spätsommerluft. Schaute zu Misch, der im bleichen Mondlicht neben mir fuhr. Er musste sturzbetrunken sein, doch ich bemerkte kein Schwanken in seinem Blick oder seinen Bewegungen.

Zumindest für eines war ich dem Schnaps dankbar: Er machte meinen Kopf für wenige Stunden etwas klarer, flocht meine Verwirrung auseinander. Wenn man in einer Lüge lebte, musste man sich der Wahrheit wenigstens ab und zu einmal stellen. Wie sollte man sonst noch ein überzeugender Schwindler sein?

Bei Hans schien der Schnaps diese Wirkung nicht zu haben. Was er gerade von sich gab, war genauso wirr und ziellos wie sonst auch. Und wie immer bemerkte er nicht, dass ihm keiner richtig zuhörte. Am liebsten unterhielt er sich selbst, lobte seinen eigenen Scharfsinn und schenkte seinen

Worten ein zustimmendes Nicken. Es war einfach nur Glück, dass ihn keiner ernst nahm. Andere hätte dieses Gerade schon längst Kopf und Kragen gekostet.

Dabei war Hans kein schlechter Mensch. Es gab Leute mit schlimmeren Eigenschaften als der, sich selbst viel zu wichtig zu nehmen. Wäre er ein schlechter Mensch gewesen, hätte ich ihn vielleicht hassen können. Doch ich konnte ihn nur einfach nicht lieben.

Ich stellte mir vor, Hans wäre noch auf der Kirchweih geblieben und Misch und ich wären allein. Würden anhalten, und ich könnte sein Gesicht in meine Hände nehmen. Es mitnehmen hinter meine Augen, wo es unberührt bleiben würde von den kleinen Katastrophen eines langweiligen Lebens. Nur in Gedanken bleiben die Dinge schön.

»Es gibt nicht mal mehr Butter!« Hans sprach laut, seine Stimme übertönte das Knirschen der Räder auf dem Schotter. »Wo sind denn die ganzen Sachen aus dem Fernsehen? Davon könnte man drei Dörfer sattkriegen. Und was ist, wenn es stimmt? Wenn er wirklich alles plattwalzen lässt? Es sind nur drei Kilometer! Drei Kilometer bis zur Freiheit. Warum machen wir es nicht heute Nacht?«

Weder Misch noch ich gaben ihm Antwort, es wäre sinnlos gewesen. Hans hörte nicht zu. Misch hätte schon hundertmal abhauen können, er hatte einen Plan, den Willen und die Kraft. Er blieb unseretwegen, auch wenn er es nicht zugeben wollte. Er wartete darauf, dass Hans seine Drohungen wahr machte und ich ihm folgte.

Aber ich wollte nicht weg. Ich wollte mir nichts anderes vorstellen außer heißen Augusttagen und Wintern, in denen sich die Kälte fest gegen die Fenster drückte. Nichts außer dem Frühling, wenn die alten Frauen ihre Bänke vor den

Häusern bezogen und ich das kratzige Singen ihrer Stimmen hörte, die nichts erzählten, was mich interessierte. In einem Tonfall, der immer klang wie eine Tür, die sich für jemanden öffnete, der sehr lange fort gewesen war.

An trügen Nachmittagen hatte mich das Erzählen der Alten oft gewiegt, während durch das Fenster weiches Licht fiel und die Möbel bedeckte wie Blütenstaub. Was sollte denn werden mit meiner Mutter und meinem Vater, deren Rücken gekrümmt waren vom vielen Bücken? Wie tief würde sie mein Fortgehen beugen? Und die Hunde? Würden sie sich nicht heiser bellen, wenn ich nicht Tag für Tag durch das quietschende Tor trat? Wie sollten ausgerechnet sie verstehen, warum ich weg war?

»Pass auf!« Misch griff nach meinem Arm, und ich legte die Hände schnell zurück auf den Lenker, bevor ich das Gleichgewicht verlor.

»Sie ist betrunken!« Hans lachte und trat in die Pedale, bis er mit mir auf gleicher Höhe war.

Ich schaute geradeaus. »Ich brauch eine Pause«, sagte ich. Bis nach Hause war es nicht mehr weit, doch ich war aufgewühlt und würde ohnehin nicht schlafen können.

Am Maisfeld hielt ich an. Ein Baum fasste mit dünnen Zweigen nach dem Himmel. Wir stellten unsere Räder ab, und Hans ging einige Schritte ins Feld, um zu pinkeln. Misch und ich setzten uns unter den Baum. Meine Hände waren warm geworden während der Fahrt, ich grub die Finger in die kühle Erde.

»Weißt du schon, wann du gehst?«, fragte ich.

»Nein, noch nicht. Es ist alles geplant, aber entschließen kann ich mich trotzdem nicht.«

Wir redeten über nichts anderes mehr. Nichts sonst be-

schäftigte uns, als so lange zu laufen, bis das Gefühl der Erleichterung unsere Kehlen zu einem Lachen weiten würde. Unsere Kehlen waren eng geworden, seitdem wir zu bestimmten Menschen nur noch Bestimmtes sagen durften.

Dass Misch uns eingeweiht hatte, war ungewöhnlich. Die meisten verschwanden einfach. Katharina, Josef, Paul. Sie waren Namen geworden, die mich verfolgten. Die mich an jeder Ecke stellen konnten, um mich daran zu erinnern, dass Freunde von mir vielleicht tot waren, vielleicht im Gefängnis oder vielleicht am Leben und glücklicher als ich. Ich hatte keine Ahnung von Deutschland, wo sie alle hinwollten. Wenn ich »Deutschland« hörte, dachte ich an endlose Reihen von Häusern in gepflasterten Straßen, unter denen jedes Grün begraben war. Es gab Fotos, die meine Tante uns geschickt hatte. Die Tante, die vor Freude geweint hatte, als sie nach sieben Jahren einen blauen Brief erhielt und endlich mit dem Warten aufhören konnte, das bei ihr fast schon zu einer Charaktereigenschaft geworden war. Auf einem Bild standen sie und meine Cousinen vor einer Haustür, die unserer nicht unähnlich war. Aber zu dieser Tür stellte ich mir ein Gebäude vor, das in schwindelnde Höhen wuchs. Vor dem Himmel türmten sich Mauern, hinter denen Menschen wohnten und versuchten, ihre Heimat zu vergessen. Meine Cousine durfte nur eine ihrer Puppen mitnehmen, als sie gingen. Ich erinnerte mich an ihre Tränen. »Wir sehen uns bald wieder«, hatte ich gesagt, doch ich hatte sie zwei Jahre nicht gesehen, und auf dem Foto war sie mir fremd. Ihr Blick erzählte von der Einsamkeit verregneter Nachmittage, wenn draußen vor dem Fenster fremde Kinder spielen.

Hans' Bruder war nach Amerika gegangen. Obwohl Hans Briefe von ihm bekam, sprach er nie über ihn. Es war, als

hätten sie seinen Bruder tatsächlich in einer Nacht an der Grenze zu Tode geprügelt, wie alle befürchtet hatten.

Im Baum über unseren Köpfen raschelte es. Misch sah mich an, ich schlang die Arme um die Knie.

»Denk nicht so viel nach, es wird schon gut gehen. Es ist nicht so gefährlich, wie alle denken. Man muss es nur richtig planen.«

Misch war ein schlechter Lügner. Mit ihm wäre ich überall hingegangen, doch noch lieber wäre ich mit ihm dageblieben und im Sommer mit unseren klapprigen Rädern über die Dörfer gefahren.

In der Ferne krächte ein erster Hahn. Ich hob den Kopf. »Wo bleibt eigentlich Hans?«

Die Nacht schien auf einmal dunkler geworden zu sein, als ich versuchte, im Maisfeld etwas zu erkennen. Misch und ich standen auf. Wir trauten uns nicht zu rufen, wir liefen einfach los. Durch das Rascheln der Maispflanzen hörte ich Mischs Atem. Ich fürchtete, jeden Moment kalte Signaldrähte an den Schienbeinen zu spüren. Vielleicht hatten sie einen ihrer Hunde losgelassen, dessen gieriges Hecheln uns bereits folgte.

Drei Kilometer waren nicht weit, und wir hatten nicht darauf geachtet, wie lange Hans weg war. Durchs Maisfeld flohen viele, aber kaum einer war so dumm und lief betrunken in die Dunkelheit. Er würde es nicht schaffen, das wusste ich. Ohne es wirklich zu wollen, schaffte man es nicht. Unentschlossenheit war wie eine Leuchtrakete.

Mischs Finger schlossen sich um mein Handgelenk. Ich hörte das Lachen einer vertrauten Stimme. »Es lebe die Sozialistische Republik Rumänien! Es lebe die Rumänische Kommunistische Partei!« Immer und immer wieder rief

Hans es in die Nacht, in die Stille, die nach den Dorffesten über den Straßen lag. Mit wenigen Schritten war ich bei ihm und drückte ihm die Hand auf den Mund. Lautlos bebte seine Brust. Hans weinte, und auch ich weinte stumm, weil ihm nichts passiert war.

Ioana versaute den Vinetesalat. Sie fuchtelte beim Reden mit dem Holzmesser herum, dann schnitt sie ungeduldig in die weichen Auberginen. Ich konnte sehen, wie Schalenstücke in der Schüssel mit dem Fruchtfleisch landeten. Meine Großmutter sah es ebenfalls und sagte nichts.

Durch die Blätter der Weinlaube fiel Licht. Wenn der Wind in die Reben über unseren Köpfen fuhr, wechselten die Blumen auf der Plastiktischdecke ihre Farbe im Spiel von Sonne und Schatten. Ich kauerte in einem Gartenstuhl, die Augen halb offen, und wartete auf die nächste Brise. Schweißperlen standen auf meiner Nase.

»Der Hans steht vor dem Tor.« Meine Mutter trat an den Tisch, warf einen Blick in die Auberginenschüssel und dann auf Ioana.

»Schick ihn weg.« Ich war heiser, beim Sprechen wurde mir schlecht.

Meine Mutter wischte sich die Hände an der fleckigen Schürze. »Anna. Er war heute schon dreimal da.«

»Ich weiß. Schick ihn bitte weg.«

Ich ignorierte Ioana, die mich anstarrte. Keine von ihnen

fragte nach. Vielleicht hatten sie Angst um uns, und die Angst machte sie milde.

Für heute war es mir egal, für heute war mir Hans egal. Er konnte sich noch zehnmal vor unser Tor stellen, wenn er wollte, es war Sonntag, und sonntags konnte ich mich verstecken. Mich hinter ihren Blicken verstecken, und sie durften sich einbilden, ein Auge auf mich zu haben.

Ioana zuckte mit den Schultern und senkte den Kopf wieder über ihre Arbeit. Meine Großmutter schloss seufzend die Augen. Sie beschränkte sich aufs Zuhören in letzter Zeit, so als hätte sie ihre Worte aufgebraucht. Ab und zu sagte sie »Kind« und meinte damit mich und noch tausend andere Dinge. »Kind« hatte sie gesagt, als Hans das erste Mal vor dem Tor gestanden war, und ich hatte verstanden, was sie mir sagen wollte. Aber heute war Sonntag, und Hans sollte bleiben, wo er war.

Ich zog die Beine enger an den Körper. Das Klackern des Holzmessers und der ruhige Atem meiner Großmutter mischten sich in das Sirren der Fliegen, die um die Sickergrube im Hof flogen. Auch meine Großmutter versteckte sich im Sonntag, halb schlafend und die dicken Hände fest über dem Bauch verschränkt. Früher hatte sie noch gesummt, jetzt ließ sie auch das bleiben. Und sie war von der Holzbank unter dem Küchenfenster auf den Klappstuhl umgezogen, dort konnte man sich besser anlehnen.

Ioana hatte mit uns zu Mittag gegessen. Als Kind hatte ich gedacht, sie sei die Schwester meiner Mutter, denn ich sagte »Tante« zu ihr, und sie sahen einander ähnlich. Beide hatten schwarzes, dünnes Haar und eng zusammenstehende Augen. Das Haus rechts von Ioanas Haus war jetzt verlassen und auch die zwei Häuser, die unserem gegenüberlagen.

Ioana erzählte uns, sie müsse manchmal mitten in der Nacht aufstehen, weil sie glaube, das Tor nebenan gehört zu haben. Oder sie träume, sie schaue aus ihrem Fenster und eines der Häuser wäre erleuchtet. Nicht so, wie sie es kannte, sondern als hielte jemand die Sonne darin gefangen. Und wenn sie die Schatten sah, die das Haus auf die Straße warf, erkannte sie, dass Menschen in den Fenstern standen. Doch dann schaute sie auf das Haus zurück, und da war nur das Licht, das aus leeren Fenstern fiel. Der Traum machte ihr Angst.

»Ioana, die Schalen!« Jetzt hatte meine Mutter doch etwas gesagt. Sie und Ioana fingen an, die Schalenstücke aus dem grauen Fruchtfleisch zu fischen. Ioana schimpfte. Sie fluchte ausgiebig, begann mit dem versauten Salat und hörte mit allen Müttern und Göttern des großen Genies der Karpaten auf.

Meine Großmutter sah mich an und schüttelte den Kopf. Ich merkte, dass sie ein Lachen unterdrückte.

Die Straßenbahn brachte mich in die Stadt, das Versteckspiel war vorbei. In meiner Hand baumelte trostlos eine Mohnblume.

Hans hatte an den Gleisen gestanden, übernächtigt sah er aus, und anstatt etwas zu sagen, drückte er mir die Blume in die Hand, und ich konnte nichts anderes tun, als zu lächeln. Wenn Hans den Mund aufmachte, musste ich ihn manchmal hassen, doch heute war er so still, dass ich gezwungen

war, seine Gedanken zu erraten. Ich riet absichtlich falsch. Andernfalls hätte ich seine Hand in der Straßenbahn nicht nehmen können, und ich bildete mir ein, dass er das brauchte, bevor er für Stunden in der Fabrik verschwand.

Wir gingen die grob verputzte Friedhofsmauer entlang, auf der Straße, von der aus man auf das Fabrikgelände abbog. Noch war es ruhig, nur hin und wieder störte ein Auto die morgendliche Stille.

Hans hätte auf die Universität gehen können. Bevor sein Bruder abgehauen war. Mit seinem Bruder gingen auch Hans' Wünsche, zumindest seine wirklichen. Nicht die, die sich in die Lücken der alten Wünsche zwängten, sodass jeder sehen konnte, dass sie dort nicht hingehörten. Hans hatte außer seinem Bruder keine Geschwister, und jetzt fütterte er auf dem Hof seiner Eltern die Schweine und fuhr den Mähdrescher und tat auch sonst alles, wofür ihm neben der Arbeit Zeit blieb. Das war nichts Schlimmes, Hans hatte das auch früher neben der Schule getan, und er tat es gerne. Das Problem war, dass er nicht in die Stadt fahren wollte, um den ganzen Tag Aluminiumplatten an eine Fräse zu verfüttern. Hans wollte in die Stadt fahren, um zu studieren, doch diesen Wunsch hatte sein Bruder mitgenommen.

Ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Brief zu hinterlassen, war er einfach verschwunden. Trotzdem konnte man ihm nichts vorwerfen. Man konnte niemandem vorwerfen, dass er frei sein wollte. Und so war es mit allen, die fortgingen, sie waren nicht verantwortlich für die Leere, die nach ihrem Verschwinden die Häuser besetzte. Sie konnten nichts für das Gefühl gemachter Betten am Morgen, denn sie waren ja weg und hatten nicht die Absicht, etwas dazulassen.

Etwas, das ihren Platz einnahm und als stummer Gast in die Suppe starrte, die in einem überzähligen Teller kalt wurde.

»Bis später«, sagte Hans, als wir uns trennten, um zu den Umkleiden zu gehen.

Es war das erste Mal an diesem Morgen, dass er den Mund aufmachte. In manchen Momenten sah ich ihn mit völliger Klarheit. Dann wurde mir bewusst, dass sein Bruder ein Gespenst für ihn dagelassen hatte, das schwer an seinem Arm hing. Lieber Hans. Das Versteckspiel hatte mich weich gemacht. Meine Großmutter hatte »Kind« gesagt, und ich hatte besser hingehört, als ich wollte.

Mittags trafen wir meine Mutter in der Markthalle, wo sie an einem kleinen Stand Gemüse verkaufte. Die Sonne brannte auf das Wellblechdach der Halle, die Luft war stickig. Verborgen hinter den Kisten mit Tomaten und Auberginen saß meine Großmutter. Hans ging zu ihr und griff nach ihrer Hand. Er sagte etwas, und meine Großmutter lachte auf. Ich konnte die wenigen Zähne ihres Unterkiefers sehen. Ihre Stimme knarrte so herrlich, so unerwartet, dass ich plötzlich nicht mehr sicher war, ob sie wirklich angefangen hatte zuzuhören oder vielleicht nur aufgehört hatte zu reden.

»Und, streitet ihr euch noch?«, fragte mich meine Mutter.

»Wir haben uns nicht gestritten, Mama.«

Sie schüttelte den Kopf und fing an zu erzählen. Dass der und der da gewesen sei und das und das gesagt habe. Ich nickte und sah meine Großmutter an. Sie lachte wie ein Kind, und Hans hielt ihre Hand.

Als wir nach Feierabend die Fabrik verließen, kamen Hans die Worte, die er den Tag über zurückgehalten haben musste. Ich fragte mich, was meine Großmutter am Mittag

so hatte lachen lassen. Ihr hatte er bestimmt nicht erzählt, dass der kleine, haarige Vorarbeiter ständig in seinem Büro verschwand, wahrscheinlich, um seinen Bericht für die Securitate zu schreiben.

An der Straßenbahnhaltestelle stand Misch, er wartete auf uns. Hans strahlte, als er ihn sah, offenbar hatten sie sich ausgesprochen. Oder auch nicht. Misch war mit Hans schon immer nachsichtig gewesen. Als sie Kinder gewesen waren, hatte Hans den Küken am Hof von Mischs Eltern einmal Schnaps zu trinken gegeben. Am Anfang lachten sie noch über die Federkugeln, wie sie durchs Heu stolperten und ständig umfielen, doch irgendwann waren die Küken nicht mehr aufgestanden.

Misch hing sehr an den Tieren. Seine Eltern hatten versucht, ihn schon früh an das Schlachten zu gewöhnen. Doch er hatte geschrien wie am Spieß, lauter noch als die Schweine, deren Blut Schwall um Schwall den Trog füllte, und da hatte er nicht mehr zusehen müssen. Misch ging auch später noch ins Haus, wenn geschlachtet wurde, und wenn er zurückkam, war er blass.

Das mit den Küken war Hans' Idee gewesen, er versprach, dass nichts Schlimmes passieren würde. Misch hätte jeden anderen verprügelt und nie wieder ein Wort mit ihm gesprochen. Doch damals, als die Küken wie Stofftiere im Heu lagen, ging er einfach aus dem Stall in die Wohnküche und bat seine Mutter, Hans nach Hause zu schicken.

Am nächsten Tag hämmerte es im Hof. Mischs Mutter sah, wie Hans ein Schild an den Verschlag mit den Hühnern nagelte: *Bitte niemals mit Schnaps füttern*. Danach sprachen sie nicht mehr darüber, und so war es zwischen den beiden irgendwie immer.

In der Straßenbahn redeten sie über Hans' Geburtstag. Darüber, was sie alles brauchen würden und was sie mit wem tauschen müssten, um an Bier zu kommen.

»Ich war heute auf dem Markt.« Misch sah mich an, und ich dachte an den Heimweg von der Kirchweih. Der verdammte Schnaps. Noch immer tat mir der Kopf davon weh.

»Ich war später dort als ihr, ich hab euch verpasst«, fuhr er fort. »Pass bloß auf, ich glaube, deine Großmutter ist in Hans verliebt.«

Die beiden lachten so laut, dass die Leute in der Straßenbahn sich zu ihnen umdrehten. Mir fiel ein, dass ich die Mohnblume in der Arbeit hatte liegen lassen.

Die Zeit der besetzten Bänke ging langsam zu Ende. Vor den Häusern war es leer und still, die Leute saßen in den Küchen. Dampfende Brühe und feuchte Gesichter, die vorsichtig in die Löffel pusteten.

Ich konnte Hans' Mutter durch eines der Fenster des gegenüberliegenden Hauses bereits von der Straße aus sehen. Sie war eine geschäftige Frau, die immer in Bewegung war. Doch an diesem Abend stand sie reglos da, mit dem Rücken zum Fenster, und starrte auf einen Punkt im Zimmer, der unseren Augen verborgen war. Ich schaute Hans an, er schien nichts bemerkt zu haben. Oder er kannte das schon und hatte sich daran gewöhnt, dass es Gedanken gab, die seine Mutter manchmal festhielten.

Hans schob das Tor auf und ging mit langen Schritten über den Hof. Seine Mutter hatte uns gehört und erschien in der Tür, ihre Mundwinkel hoben sich zu einem Lächeln. »Setzt euch«, sagte sie und verschwand wieder im Haus, um kurz darauf mit zwei randvollen Gläsern Milch zurückzukommen. Wir setzten uns auf die Bank, ich nippte an der fettigen Milch und hörte dem Gespräch der beiden zu, das immer gleich abzulaufen schien. Sie fragte ihn nach seiner Arbeit, und er sagte, alles sei wie immer gewesen. Dann schwiegen sie, bis seine Mutter die Hände zusammenschlug und unter einem Vorwand ins Haus zurückging.

Als wir in der Küche Geschirr klappern hörten, griff Hans nach meinem Glas und trank es in schnellen Zügen aus. »Danke«, sagte ich, und er lachte über meinen schuld-bewussten Blick. Er wischte sich über den Mund und stand auf. »Komm mal mit, wir haben ein neues Lamm.« Erstaunt sah ich, wie er in Richtung Stall ging und mich hinter sich herwinkte. Er wusste, dass mich das Lamm nicht interessierte. Was er da tat, war ein fast vergessenes Spiel, das wir früher oft gespielt hatten, um seiner Mutter zu entweichen. »Komm, ich zeig dir die Küken.« Und dann standen wir in einer dunklen Ecke des Stalls, Stroh kratze an meinem Rücken, und Hans' Hände zitterten unter mein Kleid. Es kam mir vor, als wäre es ein halbes Leben her, dass diese Dinge eine solche Aufregung für uns bedeuteten hatten. Vom ersten Moment an, als Hans und ich zusammen waren, schien sich die Zeit beschleunigt zu haben. Und auf einmal liebten wir wie Greise. Schweigend und mit müder Nachsicht.

Ich kam mir albern vor, aber ich folgte Hans in den hinteren Teil des Hofes. Wir gingen durch die Holztür des kleinen Stalls, in dem die Schafe nachts untergebracht waren.

Der Tiergeruch war dicht, ich atmete schwerer. Verschlafene Körper bewegten sich im Heu, und ein Schnaufen drang durch das Dämmerlicht. Eine Leiter führte zum Strohlager. Hans nahm die Sprossen nach oben, ich stieg nach ihm hinauf. Zwischen den Strohballen stand die Hitze des Tages, es war beinahe schon dunkel. Ich kniff die Augen zusammen und sah, wie Hans begann, Nägel aus der Holzwand zu ziehen. Schließlich löste er ein langes Brett und warf es ins Stroh. Dahinter holte er zwei Rucksäcke hervor. »Wir fahren nach Cruceni am Sonntag«, sagte er.

Ich schaute auf die Rucksäcke und dann auf Hans. »Was?«

»Nach Cruceni.« Hans nickte energisch. »Wir nehmen den Zug. Wir sagen, dass wir einen Verwandten besuchen. In den Rucksäcken ist alles, was wir brauchen.« Er machte eine kurze Pause und sagte dann schneller: »Meine Mutter hat einen Cousin in Cruceni. Sein Sohn ist von dort abgehauen, es soll sicher sein. Viel sicherer als von hier aus, und auch weniger gut bewacht.«

»Spinnst du?« Ich schüttelte den Kopf.

Hans starrte mich an. »Wie lang sollen wir denn noch warten?« Er warf die Rucksäcke zu Boden und verschränkte die Arme. »Wenn der Mais weg ist, brauchen wir es auch nicht mehr machen.«

Ich ballte die Hände zu Fäusten und versuchte, ruhig zu bleiben. »Hans«, sagte ich, »in Deutschland wirst du auch nicht studieren können.«

Unter uns jammerte das Lamm, ich beneidete es um seine Sprache. Eine Weile blieb es still, bis auf die knackenden Holzbalken über uns und das Schnaufen der Tiere. Schweiß lief mir den Nacken hinunter.

»Es tut mir leid«, sagte ich erschöpft.

»Vergiss es.« Hans klang so müde, wie ich es war. Wortlos packte er die Rucksäcke in ihr Versteck zurück und drehte die Nägel wieder ins Holz.

Als ich zu Hause in den Hof trat, kam einer der Hunde, um mich zu begrüßen. Er war der einzige, den wir nicht an der Kette hielten. Die anderen beiden Hunde waren mir gegenüber gleichgültig oder feindselig. Sie blieben an ihren Plätzen, gaben vor zu schlafen und hatten doch ihre Augen und Ohren überall. Der Hund, der auf mich zukam, war schwarz, alles an ihm war so tiefdunkel, dass er die rote Zunge wie eine Wunde im Gesicht trug. Wir hatten eine Geschichte, der schwarze Hund und ich, er hatte mich einmal angegriffen, als ich ein Kind war. Ich hatte mich damals nach einem Stück Brot gebückt, das mir vom Tisch gefallen war, und er schnellte auf mich zu, packte meine Hand und ließ sie nicht mehr los. Ich muss geschrien haben, als er mich vom Stuhl auf den Boden zerrte. Mein Vater vergrub die Finger im Nacken des Hundes und schlug ihn mit einem Besen. Irgendwann ließ der Hund los, tagelang noch war das Fell um sein Maul herum mit Blut verklebt.

Mein Vater tötete ihn nicht, weil er noch jung und unerzogen war. Und weil ich ihn darum bat, es nicht zu tun. Ich weiß nicht, ob das für den Hund nicht ein Fluch war, denn seitdem er mich gebissen hatte, schien er sich jeden Tag aufs Neue an diese Schuld zu erinnern. Was passiert war, hatte er vielleicht schon vergessen. Es schien vielmehr ein Gefühl zu sein, das er mit meinem Anblick verband und das ihn zu einer unterwürfigen Reue zwang, zu einer hilflosen, ängstlichen Zärtlichkeit. Obwohl ich ihm nie etwas getan hatte, zuckte er zurück, wenn ich die Hand hob. Und wenn ich sein

Fell berührte, spürte ich, wie ihn ein Zittern schüttelte, und er leckte mir die Hände so gründlich, als wären sie voller Zucker. Einmal fragte ich meine Großmutter, warum der schwarze Hund solche Angst vor mir habe. Und sie antwortete mir, es sei keine Angst, sondern Liebe.

Jedes Mal, wenn ich die gezackte Narbe auf meinem Handrücken betrachtete, dachte ich an den Maitag mit dem vielen Blut auf meinem Kleid. Bis zur Haustür begleitete mich der Hund, dann blieb er an der Türschwelle stehen, und ich spürte seinen Blick im Nacken.

Drinne roch es nach Ciorbă. Schon an der Haltung meiner Mutter konnte ich sehen, dass irgendetwas passiert war. Am liebsten hätte ich nicht nachgefragt, bestimmt war wieder Post gekommen. Post von meiner Tante, die darin geübt war, uns zwischen den Zeilen lesen zu lassen. Mit jedem ihrer Briefe bat sie uns darum, etwas zu tun, um ihr Warten zu beenden. Ihr neues Warten. Es hatte das auf den blauen Brief abgelöst und fand kein Ende, weil das Geld, das sie uns schicken wollte, für eine Bestechung nicht gereicht hätte. Und weil Großmutter zu alt war für einen Abschied, dessen Umarmung so groß und fest gewesen wäre, dass man darin zu ersticken drohte. Niemand von uns hätte sie gebeten, sich aus ihrem Klappstuhl zu erheben für ein Leben, das sie nicht mehr brauchte. Meine Großmutter hatte keine Verwendung für einen Neuanfang. Manchmal beneidete ich sie darum, dass sie Möglichkeiten verschenken konnte wie Papiergeld.

Wegen der Post war es still beim Essen. Ob meine Tante ahnte, dass ihre Briefe uns ganze Abende verdarben? Wahrscheinlich nicht. Aus den Tellern dampfte es, und durch das Fenster kam kühl der Abendwind. Ich hörte meinen Eltern und meiner Großmutter beim Schlürfen zu, beim Klappern

und Schlucken. Im Bart meines Vaters hingen Suppentropfen, und meine Großmutter wischte sich mit einem fleckigen Taschentuch ständig den Mund. Ich fragte mich, warum uns das nicht reichte. Warum es uns nicht reichte, dass wir alle hier waren und an manchen Abenden eine gute Suppe aßen. Warum ein kurzer Brief imstande war, uns jemanden mit an den Tisch zu setzen, der uns ansah, als würden wir etwas ganz und gar falsch machen.

Mein Vater war zu Hause diesen Sonntag. Er war nicht oft da, meistens half er auf benachbarten Höfen aus oder reparierte dort etwas. Er war handwerklich nur ein wenig geschickter als die meisten und konnte nicht Nein sagen, wenn ihn jemand um einen Gefallen bat.

Jetzt schnitt er meiner Großmutter die Fingernägel. Sie saßen dicht beieinander auf der Bank. Er klagte darüber, wie schwer sie ihre Hand hängen ließ, und sie sah ihn belustigt an. Er war der einzige, der ihr dabei helfen durfte, sie behauptete, meine Mutter würde die Nägel schief schneiden. In dieser Sache schien sie eine merkwürdige Eitelkeit entwickelt zu haben, niemals durften ihre Fingernägel kantig oder rissig sein. Sie schimpfte, wenn sie mit ihnen im Stoff ihrer Kleider hängen blieb.

In der Nacht hatte es geregnet, und in der Mittagssonne stieg dampfende Feuchtigkeit vom Boden auf. Auf dem Tisch rauschte das Radio, ich drehte an seinem Knopf, der

unter der Berührung vieler Finger bereits grau geworden war. Wenn zwischendurch geredet wurde, sah ich, wie sich die Augenbrauen meines Vaters zu einer einzigen zusammenzogen. Dann suchte ich schnell einen anderen Sender.

Ein schwerer, süßer Duft hing im Hof. Meine Mutter kochte Marmelade, die sie Hans zum Geburtstag schenken wollte. In dem Zucker, den wir nur zu seltenen Gelegenheiten nutzten, köchelten seit Stunden Zwetschgen vor sich hin. Der Geruch lockte Wespen an, die gegen ein Tuch flogen, das meine Mutter vor das Küchenfenster gespannt hatte. Manchmal hob ein Lufthauch den Stoff, dann schlüpfte eine der Wespen in die Küche. Früher hatte meine Mutter häufiger Marmelade gekocht, und danach hatte ich mir immer die Wespen angesehen, die sie erschlagen hatte. Zusammengekrümmt lagen sie da, die Fühler über den Kopf gebettet wie gekämmtes Haar. Manche bewegten sich noch, zuckten mit dem Hinterleib oder streckten die Flügel, als wollten sie noch einmal fliegen. Kraftlos sah es aus, mühevoll. Es wäre eine Erlösung für die zuckenden Wespen gewesen, hätte ich sie zerdrückt, doch ich tat es nie. Obwohl ich mich fürchtete vor diesem Halbtod, der sich geräuschlos manchmal über viele Stunden hinzog. Ich konnte zusehen, wie mein Vater schreiende Lämmer tötete, ich brachte es fertig, ein Huhn zu packen und ihm den Hals umzudrehen, aber die Wespen endgültig töten konnte ich nicht. Wenn meine Mutter sie dann zusammenfegte, fragte ich mich, wie lange manche von ihnen noch zuckten, bis auch die letzte ihren Tod nahm wie ein Geschenk.

Das Tor knarrte. »Schau, wer da ist«, sagte mein Vater. Er legte Großmutter's Hand sachte in ihren Schoß und stand auf. Hans war gekommen, er hatte einen Korb dabei und

eine Decke unter dem Arm. Er hob den Kopf, und ich wusste, dass er die Marmelade roch, die ihm meine Mutter in Gläsern mit Stoffschleifen schenken würde. Doch er tat so, als würde er nichts bemerken. Er drehte sich zu mir und deutete auf den Korb. »Komm, wir fahren an die Temesch.«

An der Kreuzung wartete Misch auf uns. Er stand in der Mittagshitze, das Hemd weit aufgeknöpft, und Schweiß rann ihm die Schläfen hinab. Er warf einen Blick in den Korb. Er und Hans diskutierten, ob wir später ein Feuer machen und Speck braten sollten. Misch meinte, das sei pure Verschwendung, wir sollten es bleiben lassen, aber Hans bestand darauf. Misch schüttelte unwillig den Kopf und sah mich fragend an. Ich zuckte die Schultern. »Morgen ist sein Geburtstag«, sagte ich. Hans grinste, als Misch seufzend auf sein Rad stieg. Wir fuhren los, aus dem Dorf hinaus.

Solche Tage erinnerten mich daran, dass noch eine Leichtigkeit in den Dingen steckte. Dass die Schwere sich nicht an alles gehängt hatte. Es war der letzte Platz, an dem man noch in die Temesch steigen konnte, und vielleicht der letzte Tag des Sommers, an dem wir es taten.

Ich sah Misch und Hans an, die im Gras lagen. Halb schlafend, kein einziges Wünschen mehr im Gesicht. Ein warmer Wind bewegte das Schilf, Insekten sirrten. Die Zweige der Trauerweide malten Formen ins Wasser. Und das war alles. Mehr passierte nicht an den Sonntagen im Sommer. Einfältig wie Kinder waren wir dann. Das, was uns erschütterte, geschah in den Nächten, wenn die Gedanken in große Räume traten, die sie nicht kannten. Es geschah in der Stadt, wenn wir sahen, wie der Kommunismus die Fassaden bemalte. Wenn am Fließband unsere Jugend

an uns vorbeilief, so schnell, dass wir bald vergaßen, wie sie aussah.

Hans fragte mich oft, ob ich mir meine Zukunft so vorgestellt hatte. Tag um Tag mit ein und derselben Bewegung Spulen von einem Band zu nehmen. Sie zu prüfen, einen Pinsel in scharf riechenden Lack zu tauchen und vorsichtig über den Draht zu fahren. Man musste aufpassen, nicht zu viel Lack zu nehmen, zusehen, dass nichts danebentropfte und keine freien Stellen blieben. Ob ich mir meine Zukunft so vorgestellt hatte.

Ich hatte mir immer wenig vorgestellt. Ich war gerne zu Hause gewesen und hatte im Garten geholfen und auch auf dem Feld. Ich fütterte die Tiere, ich sah, wie sie heranwuchsen und wie sie sterben mussten. Ich kochte, was wir ernteten. Ich wischte im Frühling Winterruß von meinem Fenster. Neben der Schule half ich in einem Laden aus, bis es nichts mehr zu helfen gab, weil man keine Aushilfe braucht, nur um Schweinefüße an Haken zu hängen. Für die Schule mussten wir uns Zöpfe flechten und Uniformen tragen. Die Lehrer schlugen uns mit Linealen und zwickten uns mit schmutzigen Fingern. Man sagte mir, ich könne aufs Lyzeum gehen, und ich ging nicht. Meine Schule waren Baustellen, und ich strich Zement auf Steine, aus denen nie ein fertiges Haus wurde. Hans sagte mir, dass ich meine Chancen vertat, dass ich mehr konnte, als an einem Fließband zu stehen. Doch ich wäre mir dumm vorgekommen, meinen Eltern, die außer der Bibel kein einziges Buch besaßen, zu sagen, ich wolle in der Stadt aufs Lyzeum gehen.

Beim Lackieren hatte ich Zeit. Zeit zu denken. Stundenlang sah ich mehr, als ich mir sonst vorstellen konnte. Dann konnte ich mir auch vorstellen, nachts eine Tür hinter mir

zu schließen und später mein Fahrrad vor dem Maisfeld abzulegen. Ich sah mich laufen, bis der Morgen kam und ein Dorf auftauchte, in dem alle eine andere Sprache sprachen. Ich konnte sehen, wie meine Mutter jedes Mal den Kopf hob, wenn das Tor quietschte. Herein kam nur immer derselbe Milizmann, der Fragen stellte, die er aus einem Bogen Papier gelernt hatte. Und meine Mutter müsste antworten: »Ich weiß nicht.« Denn wie sollte sie wissen, wie es in einem kleinen Raum in einem jugoslawischen Gefängnis war. Dort klopft man an Wände, und die Wochen türmen sich wie Steine vor dem vergitterten Fenster.

Die letzte Spule vor dem Feierabend schoss auf mich zu, doch ich legte sie unlackiert beiseite. Unter Stimmengewirr und Türenschnellen ging ich zur Umkleidekabine. Es roch nach Schweiß und Metall. Rasch zog ich das steife Hemd und die Hose aus, um sie gegen Rock und Bluse zu tauschen. Ich nahm einen Spiegel aus dem Spind und zupfte mir einzelne Haarsträhnen aus dem strengen Zopf. Als ich nach draußen ging, kniff ich vor der Helligkeit die Augen zusammen. In der Fabrik war alles grau und gleich, sogar wir unterschieden uns davon nicht.

Wir würden Kuchen essen gehen. Ein teures Vergnügen, doch es war Hans' Geburtstag. Ich war dabei gewesen, als er letzte Woche in die Konditorei gegangen war. Mit fünf Eiern von seinen Eltern und einer Packung *Kent* hatte er der Kon-

ditorin das Versprechen abgerungen, dass am Montag wenigstens ein Stück Kuchen in der Auslage sein würde, das wir uns teilen konnten. Ich befürchtete, sie könnte ihr Versprechen vergessen haben. Früher, als ihr Schaufenster noch mit buntem Gebäck gefüllt gewesen war, hatte sie immer wie verrückt gezetert, wenn wir Kinder unsere Hände an das Glas legten. Sie hatte ihre Torten in geizig dünne Stücke geschnitten und dennoch den vollen Preis verlangt. Meine Großmutter nannte sie jedes Mal eine Hexe, wenn wir den Laden verließen, doch zu Hause hing ihr dann die Puddingcreme in den Mundwinkeln, und sie schmatzte selig. Als Kind hatte ich nicht verstanden, wie die Konditorin es fertigbrachte, eine Torte zu backen, die aussah wie ein Schloss. Um kleine Säulen rankten sich Rosen aus Zuckerguss, filigran und bis ins letzte Detail perfekt. Meine Großmutter behauptete, die Hexe habe Zwerge, die mit geschickten Fingern die Rosenranken um die Säulen flochten. Meine Mutter sagte darauf jedes Mal, sie solle nicht solchen Blödsinn erzählen. Dann zwinkerte meine Großmutter mir zu, und wir teilten uns das letzte Stück Cremeschnitte.

Wir trafen Misch am Opernplatz. Er rieb an seinen Händen herum, die nie richtig sauber wurden. Die Fingernägel waren schwarz gerändert, und das Öl aus der Autowerkstatt machte die Furchen und Rillen der Haut sichtbar.

»Glaubst du, die lässt mich mit solchen Händen in ihren Laden?«

»Hans hat ihr ja genug bezahlt dafür.« Ich fühlte mich unwohl bei dem Gedanken, wie wir drei, vermutlich ganz allein, in der Konditorei sitzen und unter dem stechenden Blick der seltsamen Frau ein Stück Kuchen essen würden.

»Anna hat immer noch Angst vor der Hexe«, sagte Hans.

»Ach, komm ...« Misch legte mir einen Arm um die Schulter.

Als wir letzte Nacht von der Temesch nach Hause gefahren waren, hatte ich gedacht, alles wäre von selbst wieder an seinem Platz. Dass die anderen Nächte wie ein leichtes Erdbeben gewesen waren, eines, das nur die Möbel kaum merklich verrückt, doch nichts geht zu Bruch oder stürzt ein, und man erinnert sich schon bald nicht mehr daran.

Wir hatten um das Feuer gesessen und zugesehen, wie der Speck Blasen warf und die Flammen sich im glänzenden Fett spiegelten. Wir sprachen nur über Belangloses, ich hatte beinahe vergessen, wie das war. Misch erzählte von dem Mann bei seiner Arbeit, der ständig Witze über Ceaușescu machte. Alle lachten sich kaputt, doch nicht über die Witze, sondern darüber, wie er beim Erzählen die Schultern einzog und sich ängstlich umsah. Hans war schon ein wenig betrunken gewesen, als wir um Mitternacht auf seine Gesundheit anstießen. Er sagte: »Auf die Freiheit.« Er wusste wohl selbst nicht, was er damit meinte. Es war das einzige Mal an diesem Abend, dass ich das unruhige Zucken seiner Mundwinkel bemerkte.

Wir blieben sitzen, bis das Feuer fast erloschen war. Die Temesch war ein schwarzer, leiser Strom in der Dunkelheit, und kleine Wellen schwappten an ihr Ufer. Die Nacht war friedlich, und wir schliefen ruhig zum Schaukeln ereignisloser Träume.

Unter dem Klingeln der Türglocke betraten wir die Konditorei. Meine Augen gewöhnten sich nur langsam an das dämmrige Licht. Vor den holzvertäfelten Wänden hoben sich die moosgrünen Samtpolster der Stühle und Sitzbänke ab. Es gab eine Vitrine, in der früher die Torten ausgestellt

gewesen waren. Sie war leer, doch ich sah keinen einzigen Fleck auf ihrem Glas, keinen Staub. Es war so, als würde sie noch heute befüllt werden.

Ich war mir sicher, die Hexe würde sich ahnungslos stellen und so tun, als hätte sie uns noch nie gesehen. Plötzlich waren Schritte zu hören, die Konditorin trat aus einer Tür hinter der Kuchentheke. Wie dunkle Weintrauben waren ihre Augen, keine Pupillen, nur Schwarz, ohne Ausdruck. Sie trug eine makellose Schürze und eine komplizierte Frisur mit einigen grauen Strähnen darin.

»Sie haben Kuchen bestellt?«

Wir waren so überrascht, dass wir einige Sekunden schwiegen, bevor Hans ihre Frage bejahte. Sie nickte in Richtung Tür. »Sie können sich nach draußen setzen. Ich bringe alles.«

Verstört rückten wir vor der Konditorei die Stühle zu- recht. Erst jetzt bemerkte ich, dass die vier kleinen Tische weiß eingedeckt waren und dass auf den Stühlen Sitzkissen lagen.

»Vielleicht kommt ja noch eine Delegation aus Bukarest«, sagte Misch.

»Oder es ist ein Trick, und sie will uns einfach nur vergiften.« Hans setzte sich so vorsichtig auf einen der Stühle, als wäre er aus Glas.

Wenig später kam die Konditorin mit einem Tablett nach draußen. Darauf standen drei Teller mit je einem Stück Eclair. Und eine Kanne Kaffee.

»Wir haben keinen Kaffee bestellt«, sagte Hans. Er klang verzweifelt.

»Sie möchten ihn nicht?« Ihre Weintraubenaugen ruhten auf ihm. Mit einem Blick, als hätte er auf eine ihrer Tischde-

cken gekleckert. Er stotterte irgendetwas, was selbst ich nicht verstand, und ich verkniff mir ein Lachen. Die Konditorin balancierte das Tablett mit dem dampfenden Kaffee immer noch über unseren Köpfen.

»Also?« Sie hob die Augenbrauen.

»Ja, doch, danke«, sagte Hans schnell.

»Ich habe nicht so viel Zucker, Sie müssen ihn ohne trinken. Guten Appetit.«

Sie stellte den Kaffee in die Mitte des Tisches und ging.

Wir starrten auf die sorgfältig glasierten Kuchen und rührten uns nicht.

»Es muss an deinem Charme liegen«, sagte Misch zu Hans und fing unsicher an zu lachen.

Vorsichtig griffen wir nach den Gabeln. Ich erwartete immer noch, dass im Kuchen Salz sein würde, doch das Eclair schmeckte so, wie ich es in Erinnerung hatte. Aus seiner Ummantelung quoll eine süße, kernige Himbeerfüllung. Wir schwiegen und aßen langsam, mit kleinen Bissen. Der Kaffee war bitter, aber wir tranken ihn bis auf den letzten Schluck. Dann räumten wir hilflos das Geschirr zusammen und trugen es hinein. Niemand war hinter der Theke. Wir warteten eine Weile und riefen schließlich, dass wir gehen müssten. Es kam keine Antwort.

Ich verstand nicht, warum die Konditorin für uns diesen Aufwand betrieben hatte. Das, was Hans ihr gegeben hatte, hätte gereicht für ein Stück Kuchen, das wir uns teilen hätten können. Mehr erwarteten wir auch nicht. Als wir zur Straßenbahn gingen, schlug mein Herz schneller vom Kaffee. Die Anspannung löste sich, und wir lachten wie Kinder, denen ein Streich gelungen war.

Für einige Momente öffnete die Stadt ihr graues Kleid,

und wir sahen, dass sich darunter der Spätsommer verbarg. Mit dem weichen Sonnenlicht, dem staubigen Himmel und den übersättigten Bäumen, denen man die Lust ansah, sich vom Grün zu entblättern. Es war so, wie wenn wir früher an den Händen unserer Mütter hier waren, und alles kam uns bunt und schnell vor. Unser Blick hingte sich sehnsüchtig an alles, bis wir voll von großen Bildern wieder in den Zug stiegen und in die Stille der breiten Straßen im Dorf zurückkehrten.

So war die Stadt heute. Nicht der Ort, wo wir arbeiteten und wo wir ernst und alt waren, weil wir es sein mussten. Mit dem Kuchen, dem Geruch von Kaffee und den weißen Tischdecken kam eine Erinnerung wieder, der wir gerne geglaubt hätten. Wir hätten gerne geglaubt, dass die Vitrine in der Konditorei wieder mit Torten gefüllt sein würde und dass man an den wenigen Tischen vor dem Laden keinen Platz mehr bekäme. Dass alle dort Kaffee trinken, das Gesicht in die Sonne halten und über nichts reden würden.

Hans nahm den Korb mit den Marmeladengläsern entgegen. Jeden Verschluss zierte eine karierte Schleife. Er sah ein wenig beschämt aus, doch meine Mutter winkte seinen Blick fort und küsste ihn auf beide Wangen.

Meine Großmutter saß auf der Bank im Hof. Ich ging zu ihr, setzte mich neben sie und ließ zu, dass sie mir eine Haarsträhne hinters Ohr schob. Rau und trocken strichen ihre Fingerkuppen über meine Haut.

»Wir waren heute in der Konditorei. Bei der Hexe, weißt du.«

Ich erzählte ihr von den gedeckten Tischen, dem Kaffee und den Eclairs. Sie neigte den Kopf, um besser zu hören. Ich war mit der Geschichte fast am Ende, als ich es bemerk-

te. Während ich erzählte, lächelte meine Großmutter die ganze Zeit, doch nichts in diesem Lächeln veränderte sich. Es war, als würde mir jemand ein und dasselbe Foto immer und immer wieder vorlegen und behaupten, es sei jedes Mal ein anderes. Es dauerte lange, bis ich die Täuschung erkannte. Ich sah ihr in die Augen. Sie waren sanft wie die eines Tieres, dem ein wichtiges Detail seiner Umgebung entgeht. Dass das Gatter, hinter dem es eingeschlossen ist, auf einmal weit offen steht oder dass die Hand, die sonst den Futtertroch füllt, plötzlich ein Messer hält.

Ängstlich nahm ich Großmutter's Finger und drückte sie, bis ihr Blick sich an mich hingte. Sie erwiderte den Druck und schaute mich prüfend an.

»Sie hat sich nicht an die Konditorin erinnert«, sagte ich später zu Hans, als er sich vor dem Tor verabschiedete. »Was ist denn mit ihr?« Ich konnte nicht aufhören, mich vor dem dumpfen Unverständnis, das sich hinter ihren Augen aufgebaut hatte, zu fürchten.

»Sie ist eben alt.« Hans lächelte und nahm meine Hand. Sein Griff war fest. Auch er ängstigte sich.

Ich fragte mich, ob alle anderen es schon bemerkt hatten. Ob sie ahnten, dass es Momente gab, in denen die Gedanken meiner Großmutter abbrechen und eine Lücke blieb, in der nichts war außer Verwirrung. Ich fragte mich, ob Großmutter sich fürchtete vor den Leerstellen in ihrem Gedächtnis, ob sie suchte, was dort gewesen sein könnte.

Aber vielleicht wusste sie auch gar nichts davon. Vielleicht war es wie Schlafen. Eine Zeit, in der es dunkel und still war. Ich hoffte, dass es so war.